



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Bakchen und Thyrosträger : (Fortsetzung.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Bakchen und Thyrsosträger.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Das Recht der Übersetzung vorbehalten. Nachdruck verboten.



Christus sagt, fuhr der Jüngling fort, daß es besser sei, Unrecht zu leiden als Unrecht zu thun, und die Leute plappern es zwar nach, aber sind ganz anderer Meinung. Ein Jeder will lieber den Nächsten übervorteilen als sich von ihm übervorteilen lassen, nur sieht man ein, daß das Unrechtleiden ein noch größeres Übel ist als das Unrechtthun ein Gut ist. Denn im Naturzustande freilich thun die Menschen einander Unrecht, und erleiden es von einander, die Kultur aber besteht darin, daß man einsieht, es sei vorteilhafter sich dahin zu vertragen, daß man weder Unrecht thue noch leide. So entstanden die Gesetze, und nun nennt man das vom Gesetz gebotene das Gerechte. So hält also die Gerechtigkeit die Mitte zwischen dem größtem Guten, nämlich dem straflosen Unrechtthun, und dem größtem Übel, nämlich der Unfähigkeit, sich vor Unrecht zu schützen, aber beliebt ist die Gerechtigkeit nur bei denen, die zum Unrechtthun zu schwach sind. Denn wer es vermag, sich über die Gesetze hinwegzusetzen und seinen Willen zum Gesetz zu machen, der thut es und ist, wie Dinkel Balduin richtig sagt, ein großer und gefeierter Mann. Daß aber auch diejenigen Menschen, welche wirklich tugendhaft leben, es gegen ihre Neigung thun, das kann man leicht einsehen. Denke dir nur, du nähmest einen Gerechten und einen Ungerechten und schicktest beide in die Welt, ausgestattet mit aller Freiheit und Macht, zu thun, was sie wollten. Da würdest du bald den Gerechten ertappen, wie er es gerade so macht wie der Ungerechte, nämlich alles nach seinem Vorteil lenkt. Erinnerst du dich der Geschichte vom Ringe des Gyges? Ein Hirt im Dienste des Herrschers von Lydien entdeckt, wie er seine Heerde weidet, einen Riß in der Erde, der durch Erdbeben und Wolkenbruch entstanden ist. Neugierig steigt er hinein und sieht viel Wunderbares und darunter auch ein großes ehernes Roß, mit Thüren versehen. Er guckt hinein und sieht einen Leichnam darin sitzen, von übermenschlicher Größe, der einen goldnen Ring am Finger hat. Der Hirt nimmt den

Ring, steckt ihn an seine eigne Hand und geht wieder fort. Als nun die nächste Zusammenkunft der Hirten ist, die dem König ihren Bericht erstatten, ist auch unser Hirt mit dem Ringe dabei, und unabsichtlich dreht er im Gespräch mit den andern den Ringkasten nach dem Innern der Hand zu. Da bemerkt er zu seinem Erstaunen, daß die andern Hirten ihn nicht mehr sehen, denn sie blicken sich um und fragen, wohin er gegangen sein möge. Der Hirt wundert sich, dreht den Ringkasten wieder und bemerkt, daß er wieder sichtbar geworden ist. So findet er denn, daß dem Ringe die Kraft innewohnt, den, der ihn trägt, nach Belieben unsichtbar und wieder sichtbar zu machen. Als der Hirt Gyges nun diese Entdeckung gemacht hat, da bringt er es dahin, daß er mit zu denen gehört, die an den König abgesandt werden, und als er an den Hof kommt, da verführt er die Königin, stellt mit ihr zusammen dem König nach, ermordet ihn und bemächtigt sich der Herrschaft. Nun möchte ich wohl zwei solcher Ringe haben und einen dem Gerechten, den andern dem Ungerechten anstecken. Was thäten sie wohl? Ich glaube nicht, daß der Gerechte, wenn er wüßte, er könnte ohne Scheu in jedes Haus, in jedes Zimmer, Kaufgewölbe und an jeden Geldschrank gehen und überhaupt wie ein Gott unter den Menschen wandeln — ich glaube nicht, daß er dann von so eiserner Festigkeit bliebe. Ich denke, er würde es gerade so machen wie der Ungerechte und Geld nehmen, wenn er es nötig hätte, seinen Freunden gute Dienste erweisen, seinen Feinden Schaden zufügen, seiner Eitelkeit Genüge thun und überhaupt seinen Neigungen folgen, nicht aber den zehn Geboten. Deshalb, scheint mir auch, heißt die Bitte im Vaterunser: Führe mich nicht in Versuchung, nichts andres als: Laß mich nicht sehen, wer ich bin. Auch würde ein Mensch, der mit dem Ringe des Gyges an der Hand kein Unrecht thäte, sondern sich im Gegenteil alles ebenso gefallen ließe, wie ein andrer sich gefallen lassen muß

Der Zeiten Spott und Geißel,  
Des Mächtgen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,  
Versmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,  
Den Übermut der Ämter und die Schmach,  
Die Unwert schweigendem Verdienst erweist,

— es würde ein solcher Mensch von allen, die es sähen, für höchst unverständlich und unglücklich gehalten werden, obwohl sie ihn natürlich einander gegenüber loben und in der Öffentlichkeit als tugendhaft und von echt christlicher Gesinnung preisen würden.

Wollen wir alsdann ein genaues Urtheil über das Leben beider, des Guten und des Bösen, gewinnen, so müssen wir den vollendet Guten dem vollendet Bösen gegenüberstellen. Es soll nun also der Ungerechte handeln wie ein großer Meister in seinem Fach, der das in seiner Kunst Mögliche von dem Unmöglichen zu unterscheiden weiß und nur das unternimmt, was er ausführen kann, der auch kaltes Blut hat, um, wenn er einen Fehler begangen, ihn sogleich wieder

korrigiren zu können. Ebenso muß er seine Schlechtigkeiten so geschickt und versteckt ausführen, daß man sie nicht bemerkt, sondern sie im Gegentheil für edle Thaten hält. Dann offenbar besteht die äußerste Ungerechtigkeit darin, daß man für gerecht gilt, während man es doch nicht ist. Er muß sich also des besten Rufes wegen seiner Tugend erfreuen, während er die größten Schlechtigkeiten begeht, muß die Gesetze genau kennen, um sie ohne Gefahr umgehen zu können, muß beredt sein, um überzeugend zu reden, wenn ja etwas von seiner Ungerechtigkeit verlautet, mutig und stark sein, um mit Gewalt seine Feinde niederzuwerfen, wo deren auftreten sollten, die durch List nicht zu bewältigen sind. Auf der andern Seite wollen wir den Gerechten betrachten, einen wirklich Tugendhaften, der nicht gut scheinen, sondern sein will. Denn das Scheinen muß man wegnehmen, weil ihm, wenn er für gerecht gilt, Ehre und Vorteile zufallen und alsdann ungewiß ist, ob er nicht vielleicht deshalb tugendhaft ist. Man muß ihn also aller Dinge, außer der Tugend, entkleiden und ihn in allen Punkten dem andern Bilde entgegenstellen, so daß er also für ganz böse gilt, während er doch keine Schlechtigkeit begeht. Und dann wird das die wahre Prüfung hinsichtlich seiner Gerechtigkeit sein: ob er sich nicht doch endlich durch den bösen Leumund und dessen arge Folgen erweichen lasse, sondern unwandelbar bis zum Tode der Gerechtigkeit treu bleibe, obwohl sein Leben lang für ungerecht gehalten.

Sind nun beide so beschaffen, lieber Vater, so ist es wohl nicht schwer, einzusehen, welches Schicksal ihrer wartet. Der Gerechte wird sein Leben unter Schmach und Verfolgungen hindringen, bis er zuletzt ins Gefängnis geworfen wird und auf dem Schaffot stirbt. Christus ist dafür das Beispiel. Und das ist in keiner Weise eine Dichtung und Übertreibung, sondern es ist die nackte, einfache Prosa und Wirklichkeit. Ein wirklich tugendhafter Mensch muß notwendigerweise in der menschlichen Gesellschaft zu Grunde gehen. Ja, wenn er auch nur eine einzige von allen Tugenden hat, angenommen, es wäre möglich, daß er nur eine einzige haben könnte, zum Beispiel die, nur die Wahrheit zu sprechen, würde er dem edeln Wilde gleichen, dem viele Hunde und Jäger nachjagen. Mirza Schaffy sagt mit völligem Recht:

Wer die Wahrheit liebt, der muß  
 Schon sein Pferd am Zügel haben —  
 Wer die Wahrheit denkt, der muß  
 Schon den Fuß im Bügel haben —  
 Wer die Wahrheit spricht, der muß  
 Statt der Arme Flügel haben.

Und doch singt Mirza Schaffy: Wer da lügt, muß Prügel haben, warf der Vater ein.

Ja, erwiderte der Sohn, und deshalb sagt auch Hamlet mit Recht, als Polonius die Schauspieler nach ihrem Verdienst behandeln will: Viel besser Mann,

viel besser. Wenn wir alle nach Verdienst behandelt würden, wer entginge der Peitsche?

So also, wie ich sagte, wird es dem Gerechten ergehen. Er wird jämmerlich zu Grunde gehen, völlig verachtet. Der Ungerechte aber wird in seiner Stadt und seinem Staate das gebietende Wort führen, er wird heiraten, welches Mädchen er will, wird Allianzen schließen, mit welchem Hause er Lust hat, in persönlichen und politischen Streitigkeiten die Oberhand behalten, reich werden, seinen Freunden nützen, den Armen wohlthun, die Kirchen beschenken, fromme Stiftungen gründen und nach einem glücklichen Leben unter Segnungen sterben, betrauert und belobt und nicht nur bei den Menschen, sondern bei Gott selbst angenehm.

Willst du aber noch deutlicher sehen, daß dies die Wahrheit ist, so sieh nur gerade die Darstellungen an, welche das Gegenteil behaupten, daß nämlich die Gerechtigkeit der Ungerechtigkeit vorzuziehen sei. Zuerst sind da die Eltern und die Lehrer, die schon den Kindern sagen und sie ermahnen, ja ein gerechtes Leben zu führen, da ihnen dies Ehre und Vorteil bringen würde. An der Spitze steht da das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden. Es ist also von der Gerechtigkeit selbst gar nicht die Rede, sondern nur von dem Lohne der Gerechtigkeit. Und noch weiter gehen die Religionslehrer und Prediger, indem sie der Jugend und dem Alter Ermahnungen zur Tugend und Frömmigkeit und zum Glauben geben, damit sie dereinst das Himmelreich erwerben. Also auch hier sogar redet niemand von der Schönheit der Gerechtigkeit selbst, sondern nur von deren himmlischem Lohn. Hundert Stellen sind im Neuen Testamente, die den Sinn haben: Liebet eure Feinde, thut wohl und leihet, ohne dafür etwas zu hoffen, so wird euer Lohn im Himmel groß sein. Was sind Himmel und Hölle andres als der Lohn für das Gute und die Strafe für das Schlechte? Die Gläubigen und Gerechten erfreuen sich ewiger Seligkeit, die Ungerechten aber schmachten in ewiger Verdammnis, und etwas andres wissen die Priester nicht.

Das stimmt auch ganz damit, was alle Leute, auch die Dichter und auch die Apostel und auch der Stifter der christlichen Religion selber sagten, daß nämlich die Gerechtigkeit zwar etwas sehr Schönes, aber auch etwas Schweres und Mühseliges sei, die Ungerechtigkeit aber angenehm und leicht zu erlangen und nur der Meinung und dem Geetze nach etwas Schimpfliches. Schon der alte Dichter Hesiod singt:

Hin zum Laster vermag man sogar scharfweise zu kommen,  
Leichtlich, der Weg ist glatt, und es wohnt gar sehr in der Nähe.  
Doch vor die Tugend hin ist Schweiß von den Göttern gestellet.

Und ebendaselbe sagt Christus, nämlich:

Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammnis abführet, und ihrer sind viele, die darauf wandeln; und die Pforte ist enge und der Weg ist schmal, der zum Leben führet, und wenig sind ihrer, die darauf wandeln.

Aber am stärksten ist das, daß allgemein gesagt und zugegeben wird, daß Gott selbst schon vielen guten Menschen Unglück und ein trauriges Leben zugemessen habe, den Bösen aber häufig ein großes Glück und fröhliches Dasein.

Dazu machen die Priester aller Religionen den Reichen und Vornehmen den Hof und reden ihnen vor, daß sie ihre begangenen Sünden wieder gut machen könnten durch Reue und Buße und ein frommes Leben. Ja sie behaupten geradezu, sie, die Priester, hätten die Macht zu binden und zu lösen, Sünden zu behalten und Sünden zu vergeben, und sie bereiten so dem Ungerechten ein bequemes Sündenbett, von dem aus sie ihn zuletzt doch in den Himmel schmuggeln. Und ich muß gestehen: Dem vorurteilsfreien Blick giebt unsre christliche Lehre, wie sie von der Kirche gepredigt wird, ein Bild, welches solche Behauptungen rechtfertigt. Es scheint mir in der That so zu sein, daß das Christentum eine Erlösung von der Strafe der Sünde zum Inhalte hat. Unsre Voreltern opferten einen Bock als Sühne für ihre Ungerechtigkeit, und in der christlichen Religion hat nun Christus selbst sich zum Opferlamm gegeben. Also handelt es sich nur darum, von den übeln Folgen des Bösen loszukommen, aber nicht darum, das Böse selbst zu überwinden. Es scheint mir wenigstens wiederum auch hier die Voraussetzung zu gelten, das Laster sei angenehm, die Tugend aber bitter. Ja, wenn eine Prämie darauf gesetzt wäre, möglichst lasterhaft zu leben, da läge die Sache anders. Wenn die ewige Seligkeit demjenigen zum Lohne verheißen würde, der hier auf Erden in Hoffart, Fleischelust und Bosheit gelebt hätte, da würde es klar hervortreten, daß die Ungerechtigkeit etwas Schlimmes und Schweres sei, wozu die Menschen erst durch Lohn verlockt werden müßten. Aber nun, wo die Tugend auf Erden den himmlischen Lohn finden soll, ist es doch wohl klar, daß sie selbst für sauer und unangenehm gehalten wird, und daß die Annahme gilt, es gebühre dem, welcher es auf Erden in Folge seiner Gerechtigkeit schlecht gehabt habe, dort oben eine Entschädigung.

Was sollen nun junge Leute denken und thun, wenn sie, in solchen Lehren unterrichtet, in eine Welt kommen, die von solchen Anschauungen erfüllt ist? Wird nicht auch der beste die Überzeugung gewinnen, daß es ihm nichts nützt, tugendhaft zu sein, wenn er nicht zugleich auch für tugendhaft gehalten wird? Daß er vielmehr lauter Beschwerden und offenbare Nachteile davon hat? Und muß er nicht dann die Tugend selbst hinter den Schein der Tugend immer mehr zurücksetzen? Wer sollte wohl noch Lust haben die Gerechtigkeit zu ehren, der irgend Kraft des Leibes oder des Geistes oder Geld hat, um seinen Neigungen zu folgen? Ein jeder Starke wird lachen, wenn er die Tugend loben hört. Denn gewiß, wenn sich auch jemand fände, der das, was ich gesagt habe, als unrichtig zu erweisen imstande wäre, und der ganz überzeugt wäre, die Tugend sei besser als die Ungerechtigkeit, so würde er doch, wie die Welt einmal geht und steht, große Nachsicht mit dem Sünder haben, weil er weiß, daß, mit Ausnahme einiger

weniger Heiligen, kein Mensch aus freien Stücken gerecht gewesen ist, sondern nur in Folge von Feigheit, Einfalt oder Altersschwäche.

Das alles sage ich dir, lieber Vater, mit der Sehnsucht, von dir eines andern belehrt zu werden. Zeige mir, daß die Gerechtigkeit an sich besser sei als die Ungerechtigkeit, zeige mir, wie jede von beiden die Seele des Menschen zurechtet, den sie erfüllt, damit ich sehen kann, auf welcher Seite die Waagschale sich neigt. Aber den Schein, den die Religionen über die Wahrheit verbreiten, den lasse weg.

Mein lieber Sohn, sagte der alte Gelehrte, den bewegten Jüngling umarmend, wer so wie du über die Gerechtigkeit zu fragen versteht, der bedarf keiner menschlichen Lehre mehr. Gott wird dich auf dem Wege führen, den du gehst.

Aber als sein Sohn gegangen war, senkte der Vater sein Haupt in tiefer Betrübniß auf die Brust. Denn er bedachte, welch ein verhängnisvolles Geschenk des Schicksals eine forschende und empfindsame Seele sei.

#### Diertes Kapitel.

#### Die alte Schlange.

Antonius: Sie ist listiger, als man denken kann! —

Enobarbus: Ach nein, Herr, nein; ihre Leidenschaften bestehen aus nichts, als aus den feinsten Theilen der reinen Liebe.

Dr. Irwisch ging rasch die Treppe hinab, als er seinen Schwager verlassen hatte, und sein Gesicht nahm einen unzufriedenen und düstern Ausdruck an, der durchaus den Gegensatz zu der freundlichen Würde bildete, welche in der Öffentlichkeit darauf thronte und den Wert des Mannes schon von außen anzeigte.

Seine Droschke hielt vor der Thür. Er blieb eine kurze Zeit zaudernd stehen, bevor er dem Kutscher das neue Ziel der Fahrt nannte, stieg dann ein und stützte nachdenklich beide Arme auf die Knie, während das Gefährt dahin rasselte.

Ich weiß nicht, dachte er, warum mir dieser Mann so unangenehm ist und warum mir in seiner Gesellschaft stets unbehaglich zu Mute ist. Dieser pedantische alte Narr mit seinen Griechen und Römern! Es ist beinahe so, als wollte er mich ironisch behandeln, dieser Bücherwurm, der von der Welt nicht mehr weiß als ein kleines Kind, und der es mit aller seiner Weisheit noch nicht so weit gebracht hat, für seine eigene Familie ausreichend sorgen zu können. Wenn er nur wenigstens nicht so selbstzufrieden wäre! Er kommt mir vor, als bildete er sich ein, der glücklichste Mensch zu sein. Ich bin überzeugt, er schläft jede Nacht, geht ohne Sorgen zu Bett und steht ohne Sorgen wieder auf.

Dr. Irwisch lehnte sich in die Kissen zurück und seufzte.

Ich schlafe niemals so, wie ich wohl einmal schlafen möchte! Die Last so großer Verantwortung, so wichtiger Geschäfte und so umfassender Pläne verläßt mein Bewußtsein weder Nacht noch Tag. Und dazu diese Anfeindungen! Ich bin wie ein Feldherr, der in seinem befestigten Lager, aber inmitten eines insurgirten Landes steht. Immer auf dem Posten, immer in Erwartung des Angriffs. Es macht mich doch müde. Sollte mein Stern schon im Sinken sein? Es heißt: Wer hoch steht, sehe zu, daß er nicht falle! Richard von Gloster freilich antwortet auf diese Mahnung: In Cedernwipfeln nistet unsre Brut und tändelt mit dem Sturm und trotzt der Sonne. Aber ich bin kein Herzog, ich verdanke nichts dem Glück oder der Geburt, ich bin niedrig geboren, unsre Brut nistete im Strauch. Wenn ich es weit gebracht habe, so verdanke ich es meiner Geschicklichkeit, meinem Genie. Und ich habe mir so viele Feinde gemacht — alles dies neidische, boshafte, ränkevolle Volk, welches ich glücklich unter die Füße gebracht habe im Kampfe ums Dasein.

Sonderbar! In meinen jungen Jahren malte ich mir oft eine Stellung, wie ich sie jetzt einnehme, als das höchste Glück aus. Nun habe ich mein Ideal erreicht — und was ist es? Ich habe alles. Ich bin reich, ich bin angesehen, ich bin gesund und fühle mich noch immer kräftig. Ich kann mir alle Freuden verschaffen, welche die Welt bietet. Und doch —!

Sollte ich einen Fehler in meiner Rechnung haben? Die Klugheit hat doch immer meine Schritte geleitet! Man könnte sagen, ich wäre unglücklich verheiratet, und in der That ist mir ja Rachel in keiner Weise sympathisch, so daß möglicherweise meine Abneigung gegen den Doktor nur der Reflex meiner Gefühle für seine Schwester ist. Aber ich wußte das ja vorher, ehe ich sie nahm, und ich denke eigentlich nicht, daß Liebe in der Ehe notwendig ist. Wenigstens ist es wichtiger, daß die Verhältnisse passend sind. Ist der Kontrakt doch auf Lebenszeit, die Neigungen aber sind vorübergehend. Freilich, wenn ich mir ausmale, ich hätte Lilli Blankendorff zur Frau, so giebt das ein wahrhaft bezauberndes Bild.

Dr. Irwisch starrrte träumerisch vor sich hin.

Ein entzückendes Weib! Ich habe nie ein Wesen gesehen, das den Kopf so herrlich getragen hätte. Wenn man sie von der Seite sieht, so ist dieser Halsbildung, diesem Ansatz des kleinen zierlichen Ohrs, diesem eigentümlichen Schwung um Mund und Auge gar nichts in ganz Berlin zu vergleichen. Ganz allein die Venus von Milo hat einige Ähnlichkeit mit ihr. Auch diese Farbe, dieser Elfenbeinton mit etwas Grau gemischt, ist in meinen Augen ganz entzückend. Die meisten Leute schwärmen für rote Backen, mir gefällt diese morbidezza. Ich muß an die wilden Nächte denken, die dieses leidenschaftliche Geschöpf durchgemacht hat, und an die Stürme, die ihr Herz schon durchtobt haben. Und ihre Augen! Sie sind unergründlich wie das Meer. Dies Frauenzimmer hat, glaube

ich, einige Ähnlichkeit mit mir selbst. Denn ich habe noch niemals bis auf den Grund ihrer Seele dringen können, ebenso wenig wie bei mir selbst. Es bleibt immer noch ein Geheimnis übrig. Ich glaube, daß sie zu allem fähig ist, diese Tochter Moabs, vorausgesetzt, daß die Umstände darnach angethan wären, und auch in mir selbst fühle ich einen Dämon, der mich unter dem Drange der Verhältnisse zu allem treiben könnte.

Was wäre wohl daraus geworden, wenn ich sie geheiratet hätte, anstatt dieser Molluste Rahel? Wenn ich mir vorstelle, sie schritte mit ihrem unnachahmlichen Gange über meine Parketts hin und ihr königliches Haupt ragte über meine Gesellschaften hinweg, so peinigt mich eine heiße Sehnsucht bis ins Mark hinein. Aber der Teufel traue! Sie erinnert mich oft an die Sphinx des Prinzen Eugen im Belvederepark. Roccoco-Gesichter mit Hofdamen-Lächeln auf einem geflügelten Löwenleib. Sie haben gewaltige Taten, diese Sphinx.

Was kann es auch nützen, sich mit solchen Bildern zu betrügen und die Vergangenheit in Träumen ungeschehen zu machen. War doch Lilli kaum zehn Jahr alt, als ich Rahel heiratete. Ja, hätte ich ahnen können, daß ich einst einer Lilli begegnen würde, da . . . Ich habe Rahel geheiratet, weil ich es für vorteilhaft hielt; und es ist mir auch vorteilhaft gewesen, mit den Lovendals in Verbindung zu treten. Jetzt allerdings sind mir die Juden oft wie ein Klotz am Bein. Im Reichstage sieht mich dieser und jener von der Seite an, wenn von Judengenossen die Rede ist, und die Verwandtschaft steht zwischen mir und dem Minister-Portefeuille.

Paß! Wer weiß! Noch ist nicht aller Tage Abend. Und schließlich habe ich es vielleicht so am besten getroffen. Rahel ist indolent, sie studirt ihre Nationalökonomie, zählt den Domestiken die Kartoffeln zu, unterhält sich mit ihrer Schneiderin und läßt mich meiner Wege gehen. Sie merkt es, glaube ich, nicht einmal, daß diese verführerische Lilli meine Mußstunden ausfüllt. Wäre diese aber meine Frau — ich könnte eben so ruhig in einer Dynamitfabrik wohnen als mit ihr zusammen.

Schon jetzt, ohne daß ich mit ihr verheiratet bin, ist sie mir oft bedenklich. Ihre Leidenschaft ist ohne Maß, und seitdem ich ihr thörichter Weise verraten habe, daß das Kind noch lebt, ist sie wie umgewandelt. Man lernt die Weiber nicht auskennen. Alles hätte ich eher in ihr vermutet als diese übertriebene Sehnsucht nach dem Kinde. Ich für meine Person kann mich gar nicht da hineindenken. Wunderliche Sentimentalität! Jetzt, nach achtzehn Jahren! Mein weiser Schwager Ephraim würde sagen, an ihrem Hinterkopfe befände sich das Organ der Kinderliebe stark entwickelt. Ich werde mich aber wohl hüten, ihr den Gefallen zu thun. Sie behauptet, das Mädchen als ihre Nichte zu sich nehmen zu wollen, aber ich traue den Blankendorffs nicht. Ihre Verhältnisse sind zu derangirt, er, Blankendorff, ist keinen Schuß Pulver wert, und wenn ich

ihnen das Kind überliefere, so könnten sie eine Citronenpresse daraus machen, in welcher ich die Citrone wäre.

Unmutig warf sich Dr. Irwisch bei diesen Überlegungen in die andre Ecke des Wagens.

Wenn ich auf eine gute Manier von ihr loskommen könnte, thäte ich es wahrhaftig. Im Grunde ist es eine Thorheit, sich mit einer Geliebten zu be-  
fassen. Man hat so viel Ärger, als ob man doppelt verheiratet wäre. Das Schlimme ist nur . . . ich weiß nicht, ob ich sie entbehren kann. Ich denke noch mit Schrecken an die Zeit, als ich mich mit ihr überworfien hatte, als ich sie Jahre lang nicht sah, und sie, um mich zu ärgern, diesen lackirten Schuhputzer, diesen Blankendorff, heiratete. Jeden Tag, jede Stunde sehnte ich mich nach ihr. Freilich ist das lange Zeit her, und ich bin älter und ruhiger geworden. Ruhiger? Alter gewiß, aber mir scheint es doch zuweilen so, als ob wir mit dem Alter immer schwächer würden gegenüber unsern Leidenschaften. Die Behauptung, das Alter mache klug, ist nichts als eine Lüge, die nur deshalb allgemein geglaubt wird, weil sie so albern ist. Als ich noch jung war, traf ich das Rechte instinktmäßig, und jetzt quält sich der Verstand und findet es nicht.

Wenn ich mich nur selber kannte! Aber ich weiß, hol mich der . . ., nicht, ob ich diese verzweifelte Sirene liebe oder nicht. Es ist möglich, daß ich sie vergäße, aber es ist eben so möglich, daß ich rein wahnsinnig würde durch ihren Verlust. Buridans Esel konnte nicht in schlimmerer Verlegenheit sein als ich es bin.

Aha, da sind wir!

Die Droschke hielt, Irwisch bezahlte den Kutscher und schlüpfte in die nächste Hausthür. Er stieg zwei Treppen hinan, zog die Klingel, ein Dienstmädchen öffnete ihm, und er ward hineingeführt.

In dem elegant eingerichteten Zimmer, welches er unangemeldet betrat, lag die Dame, welche seine Gedanken auf der Fahrt so lebhaft beschäftigt hatte, auf der Chaise longue und schien zu lesen. Ihr Gesicht war der Thür abgewandt, und vielleicht war sie sehr vertieft in den kleinen Band, welcher vor ihr auf dem Rücken ihrer Angorafakete lag, denn sie beachtete gar nicht, daß jemand eingetreten war. Neben ihr auf einem chinesischen Tischchen stand ein durchsichtig feines Porzellan-Service mit dem starken Thee, den sie fast zu allen Tagesstunden zu schlürfen pflegte. Eine eigenartige Beleuchtung, durch kunstvolles Arrangement der Vorhänge, Tapeten und Teppiche, sowie durch die farbigen Schleier zweier Lampen hervorgerufen, und dazu der feine Duft irgend einer neu erfundenen Essenz, verliehen dem Gemach einen gewissen Zauber, der sich den Sinnen einschmeichelte. Dr. Irwisch blieb eine Sekunde an der Schwelle stehen, und eine leichte Besorgnis prägte sich in seinen Zügen aus, als er seinen prüfenden Blick auf die Schöne richtete.

Ihre Haltung konnte nicht friedlicher sein. Anmutig zurückgelehnt lag sie da, das stolze Haupt etwas vorgebeugt, ihre rechte Hand ruhte auf dem Kopfe der Katze, welche blinzelnd nach dem Besucher schielte, der Rubin am kleinen Finger schimmerte aus dem weißen Fell des Thieres hervor. Mit der Linken hielt sie das Buch. Ihre Füße waren gekreuzt, wie bei den schlafenden Genien griechischer Sarkophage, ihr schwarzes Kleid hing in malerischen Falten auf den Teppich herab. Aber dies Bild der Ruhe erschien Irrwisch nicht beruhigend. Er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß seine Geliebte nur zu sehr dem schönen, geschmeidigen Thier gleiche, welches aus den friedlichen Sammetpfoten gar schnell die scharfen Krallen hervorstrecken konnte, wenn es Lust dazu hatte.

Er trat mit lächelnder Miene näher und sagte in schmeichelndem Tone:

Kindchen und Käpchen lassen sich gerne streicheln,  
 Kindchen und Käpchen wollen gerne schmeicheln.  
 Doch das Kindchen, mit dem Mündchen,  
 Das küßt nur und schwagt,  
 Aber's . . . .

Er hielt inne.

Villi hatte ihren Blick von dem Buche empor gehoben, und indem sie die von langen, dunkeln Wimpern eingerahmten Lider aufschlug, zuckte ein Blitz aus ihren Augen auf ihn, der das Liedchen auf seinen Lippen erstarrten machte.

Meine süßeste Villi, sagte er rasch, ich bin unglücklich, daß ich erst so spät habe kommen können, um dir meinen innigsten Glückwunsch zu deinem Geburtstage zu bringen, aber die dringendsten, wichtigsten Geschäfte . . . .

Er ergriff die Hand mit dem roten Stein, um sie zu küssen, aber die Dame zog ihre Hand, die sich eiskalt anfühlte, zurück. Die Katze öffnete ihren kleinen Rachen zu einem Gähnen, das alle ihre spitzen, weißen Zähne zeigte.

Nur keine Entschuldigungen, wenn ich bitten darf, sagte Frau von Blankendorff.

Der Ton ihrer Stimme war tief und rein. Er hatte jenes weiche Vibrieren, welches für viele Herzen von unwiderstehlicher Anziehungskraft ist.

Du hast Recht, entgegnete Dr. Irrwisch, indem er sich setzte und eine unbefangene Miene anzunehmen bestrebt war. Unter uns sind derartige äußerliche Höflichkeitsbezeugungen überflüssig. Du weißt so gut wie ich selbst, daß nur unbedingte Notwendigkeit mich abhalten konnte, schon in der Frühe hierher zu kommen. Aber sieh, mein liebes Herz, wie findest du den Geschmack dieses Künstlers?

Er zog bei diesen Worten ein Etui aus der Brusttasche, öffnete es und hielt ein Halsband von großen goldenen Kugeln empor.

Sch hatte ihm gesagt, fuhr er fort, es müsse ganz einfach sein, da es für eine Büste bestimmt sei, die durch die Reinheit ihrer Linien jeden verschmörkelten Zierrat unschön erscheinen ließe.

Er reichte ihr mit diesen Worten den Schmuck, da er eine entgegenkommende Handbewegung von ihr wahrzunehmen glaubte, aber ihre schlanken, weißen Finger hielten das Gold nicht fest, die Kette fiel auf das seidene Kleid und rollte mit leisem Klirren auf den Teppich hinab.

Die Kaze schloß mit einem Sake hinterher und schien überzeugt zu sein, dies sei ein Spielzeug für sie.

Er preßte die Lippen zusammen und sah finster dem Spiele des Thieres zu, welches mit grazioser Pfote nach den Kugeln schlug, um sich dann zusammenzufauern und mit einem eleganten Sprunge über sie hinwegzusehen.

Du bist ein unterhaltender Besuch, sagte Billi nach einer langen, stummen Pause.

Es kommt mir so vor, entgegnete er, als hätte ich mehr gesprochen als du.

Ah, mein Freund, sagte sie schnell, wenn es dir irgend welche Mühe macht, mit mir zu reden, so wäre es klüger gewesen, du hättest von deiner Frau gar nicht die Erlaubnis erbeten, hierher zu kommen.

Bah! rief er ärgerlich. Es scheint dir nur um eine Szene zu thun zu sein!

Wirklich! sagte sie lachend und richtete sich halb auf. Aber, mein Freund, das läßt du dir gefallen? Du vernachlässigst wichtige Geschäfte, um dir Szenen machen zu lassen?

Er zuckte die Achseln. Du könntest Recht haben, versetzte er bitter, wenn du mich für thöricht hältst.

Gi, Balduin, wer hält dich denn? Die Thür ist offen. Ich weiß es schon lange, daß du meiner überdrüssig bist. Ich begreife nur nicht, daß du es für schwer hältst, mich los zu werden. Du suchst nach einer Gelegenheit zum Bruch. Gütiger Himmel, du hast embarras de richesses! Geh du, mein Freund, geh auf Nimmerwiedersehen!

Wahrhaftig, sagte er aufstehend, wenn das deine Meinung ist, so leb denn wohl!

Bleich vor Zorn nahm er seinen Hut, verneigte sich und ging entschlossen der Thür zu.

Sie folgte seinen Bewegungen mit lauerndem Blick, und als er die Thürklinke ergriff, hatte sie ihn mit einem Sprunge erreicht und packte ihn an der Schulter, indem ihre Augen gleich Flammen in die seinigen leuchteten.

Du gehst, Balduin? fragte sie mit zischender Stimme.

Du hast es mir nahe genug gelegt, entgegnete er unwillig und sich losreisend.

Geh nicht!

Ich will nicht dein Narr sein, antwortete er, ihre Hände zurückstoßend. Und er öffnete die Thür.

Sie folgte ihm.

Ohne auf das verwunderte Gesicht ihrer Zose zu achten, welche höflich die Korridorthür öffnete, folgte sie ihm nach und blieb die Treppe hinab Stufe nach Stufe seinem Schatten gleich dicht hinter ihm.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb er stehen.

Bist du den ganz verrückt? fragte er leise und ingrimmig. Wie magst du

dich nur so vor den Hausbewohnern blamiren? Jeden Augenblick kann uns jemand begegnen.

Es ist mir alles ganz gleichgiltig, entgegnete sie.

Er zuckte die Achseln und stieg weiter hinab. Aber als er die letzte Treppe erreicht hatte und sie noch dicht hinter ihm war, blieb er wiederum stehen. Er überlegte, daß es ihn in ein sonderbares Licht setzen könnte, wenn er Seite an Seite mit einer exaltirten schönen Dame ohne Hut und Straßenanzug gesehen würde.

Was willst du eigentlich? fragte er.

Die Adresse meiner Tochter.

Ich weiß nicht, warum du sie so pathetisch deine Tochter nennst. Sie ist ebenso wohl meine Tochter, und ich denke meine Pflichten gegen sie besser erfüllen zu können als du.

Gieb mir die Adresse! wiederholte sie.

Nichts gebe ich dir.

Gut, so bleib ich bei dir. Wohin du gehen magst, ins Theater oder auf den Ball oder zu Rahel oder in den Reichstag, ich klammere mich an dich wie eine Klette, und wenn es mein letzter Tag sein soll.

Er biß die Zähne zusammen. Er fürchtete, ihr Unverstand sei groß genug, um sie wirklich zu einer That zu führen, die ihn lächerlich machen und kompromittiren müßte. Darum beschloß er einzulenkten.

Du bist doch so toll wie du schön bist — oder noch mehr, sagte er. Als ich ruhig neben dir saß und du alles von mir erlangen konntest, triebst du mich gewaltsam aus der Thür. Und nun ich deinem Befehl gehorham bin, läuffst du hinter mir her. Ist darin nur eine Spur von Logik?

Ich besaß niemals Logik! erwiderte sie blitzschnell.

Erstaunt und beinahe zum Lachen gereizt hörte er diese Worte. Es fiel ihm ein, er sei doch wohl ein großer Thor, mit einem Weibe ernstlich zu streiten und von Lilli etwas zu verlangen, was sie doch nicht geben konnte. Er sah sie an und bemerkte, wie schön sie in ihrem Born war. Ihre Augen waren schwarz und leuchtend, ihre Haut blasser als je, und ihr bronzefarbenes Haar schien sich in züngelnde Schlangen verwandelt zu haben. Eine Empfindung überkam ihn, wie sie aus den Heineschen Versen klingt:

Den Leib möcht ich noch haben,

Den Leib, so zart und jung.

Ihr könnt die Seele begraben,

Hab selber Seele genug —

und er sagte mit ruhigem Tone: Liebe Lilli, ich sehe mein Unrecht ein. Verzeih mir mein strafbares Benehmen gegen dich und laß uns umkehren.

Siehst du, fuhr er leise fort, als sie neben einander die Treppe wieder hinauffstiegen, was die Adresse betrifft, so will ich sie dir ja gerne geben. Ich billige deinen Plan, das liebe Mädchen als Nichte in euer Haus zu nehmen, im Prinzip vollkommen. Nur hinsichtlich der Art und Weise und hinsichtlich

des geeignetsten Zeitpunktes habe ich meine eigenen Ideen. Doch wir reden darüber noch.

Meinst du das ernstlich? fragte sie mit forschendem Blick. Ihr Parlamentsredner seid so glatt wie die Aale.

Aber Lilli! sagte er mit vorwurfsvollem Tone.

So erreichten sie wieder das mit dem verführerischen Licht und Duft angefüllte Gemach.

Frau von Blankendorff ließ sich in einen niedrigen Lehnstuhl sinken, und Thränen verschleierten ihre Augen. Er nahm ihr gegenüber Platz und schwieg, in der Meinung, die beste Politik für ihn sei stille Erwartung.

Laß dir sagen, hub Lilli mit melancholischem Ton an, daß ich in trübem Vorgefühl diese Tage verbrachte, und den Grund davon mußt du wissen.

Er sah sie fragend an.

Wenn du mich wirklich liebtest, würdest du ihn wissen. Aber freilich — was beanspruche ich! So sehr hatte ich mich auf den Abend im Allianz-Klub gefreut, wo ich Chepa de Molini einführte. Ich hatte mit Bestimmtheit darauf gerechnet, du würdest kommen, denn als wir zuletzt von dem Souper sprachen, schien es als sicher zu gelten, daß du kommen würdest. Mit keinem Gedanken konnte ich darauf verfallen, daß du mich im Stiche lassen würdest. Für dich hatte ich Toilette gemacht, für dich hatte ich mich frisirt. Und der Abend hätte so hübsch sein können, wenn du dort gewesen wärest. Es herrschte eine animirte Stimmung, Chepa erregte allgemeine Bewunderung. Wir machten auch eine angenehme Bekanntschaft, indem der Prinz von Parolignac sich uns vorstellen ließ, ein höchst liebenswürdiger, feiner Mann, der sich für Chepa besonders zu interessiren schien, bei Tisch neben ihr saß und eine wirklich glänzende Konversation zu führen wußte. Ich erinnere mich kaum je einen so spirituellen Gesellschaftler gesehen zu haben. Aber es war mir alles angenehme, was der Abend hätte bieten können, durchaus vergällt dadurch, daß du es verschmäht hattest, zu kommen. — O, bitte schweig, setz mir bitte nicht auseinander, daß die Fraktions-sitzungen oder die Sitzungen des Aufsichtsrats dich verhindert haben. Ich weiß es schon. Ich weiß ja, daß der Staat unrettbar verloren war, wenn du ihn nicht an diesem Abend bewahrt hättest. Aber für mich war es doch recht demütigend, daß du nicht in den Klub kamst. Ich überzeuge mich eben immer mehr davon, daß deine wahren Gefühle gegen mich nicht von erfreulicher Natur sind. Unser Verhältnis balancirt seit einiger Zeit auf einer Messerschneide, jeden Augenblick kann es zerfallen. Du wirst einen passenden Moment benutzen, um mich aufzugeben, und ich werde in den Winkel geworfen werden. Du wirst mich bei Seite schleudern wie einen Handschuh, der nicht mehr frisch ist. Das wäre denn das Ende einer Leidenschaft, die so glühende Versicherungen ewiger Treue von deiner Seite hervorrief, die, wie du einstmals versichertest, dein ganzes Wesen mit dem Feuer einer unsterblichen Liebe für mich durchglühlte. (Fortsetzung folgt.)